

Frühneuzeitliche Glaubensflüchtlinge in Ostmitteleuropa

Tagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte
Jauernick-Buschbach (bei Görlitz), 26. bis 29. Juli 2004

Vom 26.-29. Juli 2004 fand die 42. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e.V. zum Thema „Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive“ statt. Im St. Wenzeslaus-Stift in Jauernick-Buschbach, dem Tagungshaus des Bistums Görlitz, hatten sich mehr als 50 Teilnehmer aus ganz Deutschland und den Nachbarländern eingefunden. Auch das Referentengremium war international mit 14 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich, Tschechien und Polen besetzt.

Zur Begrüßung gab Msgr. Dr. Paul Mai, der 1. Vorsitzende des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e.V. (Sitz Regensburg) ein Grußwort des Diözesanbischofs von Görlitz, Rudolf Müller, mit Wünschen für einen guten Verlauf der Tagung bekannt. Dompropst Prälat Petrus Canisius Birkner, Pfarrer von Jauernick und Hausherr des St. Wenzeslaus-Stifts, beleuchtete zum Einstieg die Geschichte dieser wohl ältesten Pfarrei der niederschlesischen Oberlausitz, die über viele Jahrhunderte mit dem Zisterzienserinnenkloster Marienthal verbunden war.

Die Tagung wurde von Prof. Dr. *Joachim Bahlcke* (Stuttgart) und Privatdozent Dr. habil. *Rainer Bendel* (Tübingen) moderiert. Bahlcke wies in seiner *Einführung zur Tagung* auf die Geschichtsträchtigkeit der Tagungsregion im Hinblick auf religiös bedingte Migration hin: Das benachbarte Zittau sei zu Beginn der hussitischen Revolution 1420 zum Zufluchtsort der Prager Domherren geworden, zweihundert Jahre später zum Aufnahmeort für zahlreiche böhmische Protestanten, die sich vor die Alternative „Glaube oder Heimat“ gestellt sahen.

Herrnhut, die zunächst kleine Siedlung mährischer Exulanten, sei zum Stammort der gesamten evangelischen Brüderkirche geworden, die sich noch zu Lebzeiten Nikolaus Ludwig von Zinzendorfs über vier Erdteile ausdehnte. Auch der rund 50 km entfernte Ort Zillertal im Hirschberger Tal sei 1837 durch Protestanten gegründet worden, die man in Tirol aus religiösen Gründen nicht weiter zu dulden bereit war.

Auf drei Punkte konzentrierte *Bahlcke* sodann seine einführenden Überlegungen: 1. Von allen frühneuzeitlichen Wanderungsbewegungen habe sich die Migration von Glaubensflüchtlingen ohne Zweifel am tiefsten und nachhaltigsten in das historisch-politische Bewußtsein des Kontinents eingepreßt. Die Vertreibung der protestantischen Niederländer im 16. Jahrhundert, die nachfolgenden Wanderungen der Hugenotten, Waldenser, Wallonen, schließlich die Ausweisung der Salzburger und Berchtesgadener im 18. Jahrhundert habe ihre Ursache in der Konfessionalisierung der europäischen Staaten und Gesellschaften. Die Regierungen handelten nach der Maxime, dass gesellschaftliche Einheit und sozialer Frieden nur durch die Religionseinheit des Untertanenverbandes zu gewährleisten sei. 2. Bezüglich der typologischen Einordnung der konfessionellen Migration müsse zwischen freiwilliger und erzwungener, zwischen legaler und illegaler Migration unterschieden werden. Bei der freiwilligen Migration sei auch die marktbedingte Migration mit wirtschaftlichen Motiven zu bedenken. 3. Zur Frage der Methodik sei darauf zu achten, dass die unbedingte religiöse Bindung zum einen ausschlaggebender Grund war, die Heimat zu verlassen, zum anderen aber auch die notwendige Voraussetzung, die Probleme in der Fremde zu bewältigen.

Moderator *Bendel* ergänzte als Kirchenhistoriker den „Profanhistoriker“ Bahlcke in seiner Einführung mit theologischen Fragehorizonten: Was waren die religiösen Motive der Auswanderung? Welche Frömmigkeitsformen wurden in der alten Heimat geübt? Konnten die Migranten ihre religiöse Eigenart in der neuen Heimat bewahren oder mußten sie sich einfügen und unterwerfen? Welches Pfarrei-, Gemeinde- und Seelsorgeverständnis besaßen die Glaubensflüchtlinge? Wie war das Laienelement gegenüber dem Klerikerelement ausgeprägt? Welche Rolle kam den Geistlichen zu, wie stark war das genossenschaftliche Element? Wie waren die religiösen Bräuche und Sakramente an den „Zäsuren des Lebens“, bei Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod, Begräbnis ausgeprägt?

Das Gesamt-Thema der Tagung „Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive“ wurde durch drei Gliederungsblöcke strukturiert: „I. Aufnahme und Aufbau einer neuen Existenz“, „II. Identität und Erinnerung“ und „III. Festkultur und Selbstdarstellung“.

Den ersten Themenkomplex eröffnete Dr. *Andreas Rüter* (Universität Gießen) mit dem Vortrag „**Böhmische Altgläubige nach der Flucht vor den Hussiten in ihrer neuen Umwelt: Schlesien, Lausitzen und Mähren**“. Rüter machte darauf aufmerksam, dass sich in seinem Fall die Verhältnisse von Konfessionalität und Majorität im Vergleich zu später gleichsam umkehrten: In diesem Fall obsiegte die evangelische Mehrheit – die Hussiten – und zwang die Altgläubigen – oder zumindest ihre vornehmsten Vertreter – in ein neues Umfeld zu weichen. Soweit die Quellen es erkennen ließen, flohen nur Geistliche, und zwar in böhmische Kronenländer. Nirgends aber formten die Ortsfremden eigene Gemeinden oder privilegierte Rechtsbezirke, wie sie etwa die jüdischen Gemeinden darstellten.

Dr. *Roland Gehrke* (Universität Stuttgart) beleuchtete „**Die religiöse Praxis mennonitischer Glaubensflüchtlinge im Weichseldelta im 16. und 17. Jahrhundert – Kontinuität und Wandel**“. Es wurde deutlich, dass die seit 1547 in mehreren Schüben aus den Niederlanden und Friesland in der Weichselniederung, in Elbing und den Danziger Vorstädten ansässig gewordenen Mennoniten auf Dauer das Prinzip der Selbstisolation nicht durchhalten konnten. Benannt nach dem im friesischen Witmarsum geborenen Prediger Menno Simons (1496-1561), hatten sich dessen Anhänger zu einem pazifistischen Täuferum mit Erwachsenentaufe, unbedingter Waffenlosigkeit und Verweigerung der Eidesleistung bekannt. Nach Androhung der Todesstrafe für alle Wiedertäufer durch den Reichstag zu Speyer 1529, vor allem aber nach den Inquisitionsedikten vom Dezember 1544 und Februar 1546 kam es zu glaubensbedingter Massenflucht aus den Niederlanden u.a. nach Preußen und Polen. Mit der Trockenlegung und Eindeichung des Danziger Werders vollbrachten die Mennoniten eine aner kennenswerte technisch-praktische Leistung. Ihre Absonderung in einem sehr einfachen Gemeindeleben, geleitet von einem demokratisch gewählten „Ältesten“, mit religiösem Rigorismus und strenger Kirchenzucht, wurde durch die Verdrängung des Niederländischen als Liturgiesprache durch das Deutsche ab Mitte des 18. Jahrhunderts aufgeweicht. Mit dem Fall der Sprachbarriere war eine wesentliche Voraussetzung für eine schrittweise gesellschaftlich-soziale Integration auch des ländlichen Mennonitentums geschaffen.

„**Die Aufnahme der Landler in die evangelische Kirche Siebenbürgens im 18. Jahrhundert**“ untersuchte Prof. Dr. *Konrad Gündisch* (Bundesinstitut Oldenburg). Mit den „Landlern“ hat man laut Gündisch keine freiwilligen Auswanderer („Emigranten“), auch keine aus ihrer Heimat Vertriebenen („Exulanten“), sondern den Sonderfall der innerhalb des Habsburgerreiches aus Glaubensgründen Zwangsumgesiedelten vor sich. Der Staat wollte im Sinne damaliger merkantilistischer Wirtschaftsauffassung sein Arbeitspotential erhalten, eine Bevölkerungsabgabe an das „evangelische Ausland“ vermeiden. Zeitgenössisch wurde für diese Umsiedlung der Begriff „Transmigration“ verwendet. Als „Landler“ wurden ursprünglich die Bewohner des „Landls“, d.h. der historischen Region zwischen Wels, Gmunden und Vöcklabruck bezeichnet. Doch bürgerte sich dieser Sammelname für alle Nachkommen der unter Karl VI. und Maria Theresia aus den habsburgischen Erbländern zwischen 1734 und 1776 nach Siebenbürgen deportierten Protestanten aus Kärnten, der Steiermark, dem Salzkammergut oder auch dem „Landl“ ein.

Den ersten Themenkomplex beschloss Prof. Dr. *Horst Weigelt* (Universität Bamberg) mit seinem Referat über **„Die Aufnahme der Schwenkfelder aus Schlesien in Sachsen und Amerika im 18. Jahrhundert“**. Die Schwenkfelder, seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Schlesien in der Gegend zwischen Goldberg, Löwenberg und Jauer angesiedelt, wurden durch Repressionen lutherischer Ortspfarren, vor allem aber durch eine ab 1719 einsetzende Jesuitenmission zur Auswanderung veranlasst. Zunächst flüchteten sie in die Oberlausitz, nach Görlitz und auf die Ländereien des Reichsgrafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dort in die Ortschaft Oberberthelsdorf. Ein Ausweisungsdekret des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen vom 3. April 1733 zwang sie zur Migration nach Amerika, wo sie im Quäkerstaat in Pennsylvanien eine Aufnahme fanden.

Dem zweiten Themenkomplex „Identität und Erinnerung“ ordneten sich drei Vorträge unter. Privatdozent Dr. *Matthias Asche* (Universität Tübingen) betrachtete **„Kirchliches Leben und Identitätskonstruktion von ländlichen Réfugiés und Schweizerkolonisten in der nördlichen Mark Brandenburg“**. Nach den Verwüstungen des Landes durch den Dreißigjährigen Krieg wurden durch die brandenburgischen Kurfürsten gezielt reformierte Neusiedler aus den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz ins Land gerufen. Siedlungspolitik wurde als Teil des Konfessionalisierungsprozesses gehandhabt. Aufgrund des Potsdamer Edikts von 1685 wurden im Ruppiner Land sieben Schweizer und zwei französische Dörfer neu angelegt, in der Uckermark in 24 bestehenden Amtsdörfern Réfugiés angesiedelt. Die französische Kolonie wurde mit vielen Privilegien – Freiheit von Leibeigenschaft, Erbuntertänigkeit und bestimmten Frondiensten. Zugeständnis einer eigenen Verwaltung, Rechtsprechung und französisch-reformierter Kirchenverfassung – ausgestattet, die sie bis zu ihrer Auflösung 1809 behielt. Die geistige Anbindung an die Berliner Hugenottengemeinde schuf auch eine eigene Geschichtstradition. Diese fehlt für die Schweizerkolonisten. Die großteils aus den Kantonen Bern und Zürich stammenden Siedler hatten das Privileg, Prediger aus der Heimat – präsentiert von den Magistraten von Bern und Zürich – in die neue Heimat rufen zu können. Eine eigene weltliche und kirchliche Verwaltungsbehörde konnten sie allerdings nur bis etwa 1730 behaupten.

Dr. *Alexander Schunka* (Universität Stuttgart) erhellte das Schicksal der **„Katholiken und Konvertiten im Sachsen des 17. Jahrhunderts“**. Schunka zeigte auf, dass nach Kursachsen – das sich gern als Hüter des Luthertums darstellte –, sowohl Konvertiten als auch Katholiken von auswärts zuwanderten. Unter den Konvertiten waren die Migranten aus Böhmen und den österreichischen Erblanden in der Überzahl, auffällig war dabei die hohe Quote von Geistlichen und Ordensleuten. Doch erstreckte sich das Einzugsgebiet der vom Katholizismus zum Protestantismus mit den Argumenten der Glaubensverfolgung übergetretenen Konvertiten von England bis Polen, vom Westen bis zum Osten des Deutschen Reiches. Andererseits bildete der sächsische Hof mit kryptokatholischen Strukturen schon vor der Konversion Augusts des Starken zum Katholizismus 1697 bereits auch einen Anziehungspunkt für Katholiken.

Anhand der **„Entstehung des Grabmals des ungarischen Konfessionsmigranten Andreas Dudith (1533-1589) in Breslau“** legte Prof. Dr. *Jan Harasimowicz* (Breslau / Wrocław) die Tendenzen kalvinischer Gruppenbildung unter polnischen Adels- und Gelehrtenkreisen offen. Dudith, gebürtig in Ungarn, Bischof von Tina in Dalmatien, von Csanad und Pesc in Ungarn, kaiserlicher Rath Ferdinands I., wurde wegen einer heimlichen Ehe 1567 aller kirchlichen Ämter für verlustig erklärt und exkommuniziert. In seiner neuen Wahlheimat Schlesien sammelte er in Breslau einen kalvinisch-reformierten Humanistenkreis um sich. Seine Gemahlin Elisabeth Zborowski ließ ihm ein Epitaph setzen, das sich durch den weitgehenden Verzicht auf figürlichen Schmuck, mit Akzent auf dem Inschriftentext, von den lutherischen Grabmalern absetzte und den kalvinischen Geist repräsentierte.

Der dritte Themenkomplex „Festkultur und Selbstdarstellung“ wurde durch den Vortrag von Prof. Dr. *Arno Herzig* (Universität Hamburg) über **„Josef Schaitberger (1658-1733) und die Konfessionsmigranten in der Reichsstadt Nürnberg“** eingeleitet. Schaitberger war einer von den mehr als 20 000 Glaubensflüchtlingen aus Salzburg, die ihre Heimat um des Glaubens willen verlassen mußten. Beheimatet in Hallein, war er 1686 als einer der Führer der kryptoprotestantischen Knappen des Salzbergwerks am Dürnberg verhaftet worden und

unter Zurücklassung der Kinder zum Exil gezwungen worden. Schaitberger fand Aufnahme in der Reichsstadt Nürnberg als Silberdrahtzieher. Von dort bestärkte er die noch im Salzburger lebenden Protestanten mit Sendbriefen in ihrem Glauben, formulierte 1686 ein kurzes Glaubensbekenntnis, das seine Landsleute dem Salzburger Erzbischof gegenüber abgeben sollten, und ermunterte sie nach seinem Beispiel zum Exil. Sein Fall wurde in der zeitgenössischen Literatur angesichts der neuen Vertreibungswelle 1732/33 publizistisch – auch mit den Mitteln des Kupferstichs – stark verbreitet, kurz bevor ihn der Tod am 2. Oktober 1733 ereilte.

„Religiöse Festkultur und kirchliches Personal der böhmischen Exulanten in Dresden während des 17. und 18. Jahrhunderts“ stellte Frank Metasch M.A. (Institut für Sächsische Landesgeschichte und Volkskunde Dresden) in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Bei den mehrere zehntausend Personen umfassenden böhmischen Exulanten, die im 17. und 18. Jahrhundert im Zuge der Rekatholisierung aus den habsburgischen Territorien nach Sachsen auswanderten, unterschied Metasch zwei Gruppen: Die bis Ende der 1630er Jahre meist deutschsprachigen adeligen und bürgerlichen Exulanten und die vom Westfälischen Frieden bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts meist tschechischsprachigen bäuerlichen Exulanten. Während sich die deutschsprachige Gruppe, zumal in Dresden durch Erwerb des Bürgerrechts, sehr schnell integrierte, bildete die tschechischsprachige Gruppe in Dresden eine eigene Böhmisches Gemeinde, die bis in die Gegenwart fortbesteht. Den Grundstock hierfür legte Kurfürst Johann Georg I. im Mai 1650 mit der Bereitstellung der kleinen Johanniskirche und der Genehmigung der Wahl eines böhmischen Predigers. Mit einer durchschnittlichen Gemeindegröße von 150-200 Personen bildete die Böhmisches Gemeinde allerdings – mit Ausnahme der Benutzung der tschechischen Sprache – vor dem 19. Jahrhundert keine Besonderheiten der Festkultur aus, sondern achtete streng auf die Einhaltung der sächsischen Kirchenordnung. Erst das Jubiläumsgedenken von 1850 führte zu einer Erinnerungskultur und besonderen Festgestaltung des Gründonnerstags als vermeintlichem Gründungstag.

Religiöse Topoi als Hilfen, das Exil zu bewältigen, arbeitete Dr. Martin Rothkegel (Universität Heidelberg) bei seinem Vortrag **„Pilger und Fremdlinge‘ in Mähren 1527 bis 1627“** heraus. Er hob hervor, dass sich Mähren innerhalb eines Jahrhunderts vom Einwanderungs- zum Auswanderungsland gewandelt habe. Täufer, wie Dr. Balthasar Huebmaier, hätten nach 1526 Aufnahme in Nikolsburg, gefunden. Anhänger des Tiroler Laienpredigers Jakob Hutter zogen über Ulm nach Mähren. Migration aber wurde bei Hutter zum Bestandteil der Täufer-Theologie, Mittel zur Besserung des Lebens und Zeichen der Heilsgewissheit. Die Schlacht am Weißenberg mit dem Sieg der Habsburger 1620 ließ die Hutterischen Brüder das Land wieder verlassen.

Der Stellenwert des Liedes als ein Medium, die Härte des Schicksals als Glaubensflüchtling zu meistern, wurde im Vortrag von Dr. Raymond Dittrich (Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg) über **„Die Liederdrucke der Salzburger Emigration von 1732“** verdeutlicht. Der Auszug und Einzug von Emigranten in Ortschaften unter Absingen von Liedern wird vielfach in zeitgenössischen Quellen bezeugt. Spezielle Exulantenlieder wurden als Einblattdrucke oder kleine Hefte in Augsburg, Frankfurt oder auch Leipzig gedruckt. Titel wie „Was mein Gott will, das will ich auch“, „Ich bin ein armer Exulant“ oder „Ach Gott, wie hart werd ich geplagt“ geben einen Einblick in die Mentalität und Spiritualität der Emigranten. Bemerkenswert aber ist, dass ein Teil der Emigrantenlieder nicht von Glaubensflüchtlingen selbst, sondern von Protestanten verfasst wurde, die sich mit den Glaubensflüchtlingen solidarisch zeigten.

Dr. Edita Sterik (Universität Prag) beschrieb in ihrem Vortrag **„Die Hoffnung und die Not der böhmischen Exulanten. Erwartungen und Ängste im Aufnahmeland. Religiöse Erfahrungen tschechischer Glaubensflüchtlinge im 17. und 18. Jahrhundert“**. Sterik verdeutlichte, dass der Strom der böhmischen Exulanten von 1620 – der Schlacht am Weißen Berg – bis 1781 – dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. – in den Aufnahmeländern Sachsen, Preußen, Polen und Ungarn nach einer ersten Welle des Mitleids dann vielfach mit Misstrauen, Angst vor Seuchen und wirtschaftlicher Konkurrenz empfangen wurde. Teilweise übernahmen Bevölkerung und Behörden in den Aufnahmeländern auch die Diktion des habsburgischen Kaisers, die entwiche-

nen Untertanen als Verbrecher zu titulieren. Aus Sachsen zogen zwischen 1732 und 1737 rund tausend böhmische Exulanten nach Berlin. Dort zerfiel die schließlich auf 2000 Personen angewachsene Exulanten-gemeinde in drei Gemeinden: Eine lutherische, eine reformierte und die Herrnhutische Brüderunität. Münsterberg in Schlesien und Herrnhut / Großhennersdorf zogen weitere böhmische Exulanten in größerer Zahl an.

Im Schlussreferat des dritten Themenblocks schilderte Prof. Dr. *Joachim Bahlcke* (Universität Stuttgart), zugleich Tagungsmoderator, „*Die , jüngste Glaubenscolonie in Preussen‘. Kirchliches Leben und Alltagser-fahrungen der Zillerthaler Protestanten in Schlesien*“. Die Einwanderung der rund 400 Tiroler 1837 in Preu-ßisch-Schlesien gilt allgemein als letzter Ausläufer der Gegenreformation in Mitteleuropa. Bahlcke jedoch verweist auf die beinahe zeitgleiche Emigration tausender schlesischer Lutheraner aus Preußisch-Schlesien, die von der Forschung bisher völlig ausgeblendet wurde. Die Schilderung einer Selbstdarstellung oder Fest-kultur der Zillerthaler aber leidet nach Bahlcke am Mangel geeigneter Quellen, da die aus Bauern und Hand-werkern bestehenden Zillerthaler kaum Selbstzeugnisse hinterließen. Aus Quellen der Fremdwahrnehmung, insbesondere aus den Tagebüchern und Briefen der Friederike Gräfin von Reden, erwächst jedoch ein Bild von den Zillerthalern, die einfach „gute Lutheraner“ sein wollten und im Zielland schließlich in die Evangeli-sche Kirche der Union aufgenommen wurden.

Eine Exkursion nach Herrnhut, Zittau und zum Zisterzienserinnenkloster Marienthal rundete die Tagung ab. Tagungsmoderator Bahlcke zog am Ende eine sehr positive Bilanz: Ein Kernthema der Religions- und Kultur-geschichte sei hier interkonfessionell und interdisziplinär in vorbildlicher Weise abgehandelt worden. Mit der alltagsgeschichtlichen Perspektive sei der religiöse Aspekt im Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge primär erforscht worden, doch seien allgemeines-geschichtliche Rahmenbedingungen nicht ausgeblendet wor-den. In den Orten Herrnhut und Zittau konnte der Geist der Glaubensflüchtlinge in konkreter Anschauung noch nachempfunden werden.

Dr. Werner Chrobak

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2004.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2004, Nr.056
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2004/056-04.pdf>